



Heidefinds Bitte.

Von Anna Kraus-Düring.

(Nachdruck verboten.)

Laßt mich, o laßt mich auf stiller Heide,
Werde noch sterben vor Weh,
Lernen nun soll ich im engen Kleide
Unnützes A B C.

Laßt mich, o laßt mich im Heidelande,
Will lieber bleiben ganz dumm —
Weilen beim Sturm und dem Sonnenbrande
Und bei dem Bienengesumm.

Vor der Welt mit den engen Gassen
Und vor den Menschen mir graut,
Wollt mich bei Blumen und Käfern lassen
Und bei dem Heidekraut.

Die Streitigkeiten wegen des Landes Hadeln.

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der beiden Märchen Wursten und Hadeln ist wegen ihrer Sonderstellung, die sie in Niedersachsen einnahm, besonders interessant. Während das Land Wursten, nachdem es lange Zeit seine Selbständigkeit gewahrt hatte, unter die Botmäßigkeit der Erzbischöfe von Bremen kam, ohne daß diese Kirchenfürsten dabei mit einer ernststen Konkurrenz von anderer Seite zu rechnen gehabt hätten, war das Land Hadeln Jahrhunderte hindurch der Zankapfel zwischen den Herzögen von Niedersachsen und den Erzbischöfen von Bremen. Der Streit begann schon, nachdem Otto I. 952 seinem Günstling Hermann Billung mit Niedersachsen und Hadeln belehnte. Die Erzbischöfe behaupteten, ihnen sei Hadeln schon von Karl dem Großen übertragen worden. Sie stützten sich dabei auf den sogenannten Fundationsbrief, dessen Echtheit aber bezweifelt wird. Solange der Stammvater der Billungischen Linie lebte und solange die Ottonen als Kaiser regierten, unternahmen die Erzbischöfe nichts, ihren Behauptungen durch die Tat einiges Ansehen zu geben, da sie sehr wohl wußten, daß sie ihren Anspruch nicht durchsetzen würden. Als aber Herzog Bernhard, ein Enkel Hermann Billungs, Herzog von Niedersachsen wurde, waren sie nicht mehr so zurückhaltend. Der Erzbischof Besselin verlegte im Jahre 1040 die Landeshoheit des Herzogs, indem er den dänischen König Sueno, der auf seiner Fahrt nach England in Hadeln landete, kurzer Hand gefangen nehmen und zu sich nach Bremen führen ließ. Bernhard sah diesem Eingriff in seine Rechte ungeahndet zu in der Erwartung, es werde der erste und letzte sein. Und wirklich, er fand sich nicht getäuscht, solange Besselin lebte. Als aber drei Jahre später Albalbert Erzbischof wurde, ein Mann, der in ehrgeiziger Absicht die Errichtung eines nordischen Patriarchats anstrebte, spitzten sich die Gegensätze zu kriegerischen Ereignissen zu. Albalbert wußte es bei Heinrich IV., dem damaligen Kaiser, zu erreichen, daß nach dem Tode des Grafen von Lesum diese Grafschaft der Kirche von Bremen geschenkt wurde. Doch die Erwerbung Lesums sollte nur ein Mittel zur Erwerbung Hadelns sein. Er behauptete, Hadeln sei ein Pertinenz, d. h. Zubehör, von Lesum, und da im Schenkungsbrief des Kaisers stünde: Lesum mit allem Zubehör, so gehöre auch Hadeln dem Erzstift. Er blieb aber den Beweis schuldig, inwiefern denn Hadeln ein Pertinenz von der Grafschaft Lesum sei. Dieses Vorgehen erzeugte in Herzog Bernhard von Niedersachsen bitteren Haß, besonders auch, weil er, vielleicht nicht mit Unrecht, glaubte, Erzbischof Albalbert habe bei dem

gewaltsamen Tode seines Bruders, des oben genannten Grafen von Lesum, seine Hand im Spiele gehabt. Er ließ unter Anführung seiner beiden Söhne Ordoif und Hermann die Stadt Bremen plündern, die Schlösser und Burgen des Erzstiftes schleifen, das ganze Erzstift, wie der Geschichtsschreiber Adam von Bremen schreibt, in eine Wüste verwandeln. Diese ernste Zurechtweisung hatte zur Folge, daß Albalbert sowohl gegen Bernhard als auch gegen dessen Nachfolger Ordoif nichts unternahm. Als aber 1073 Magnus in der Regierung folgte, führte Albalbert wieder die alte Sprache. Aber Magnus ließ nicht mit sich spaßen. Er drohte, er würde den Erzbischof töten, wo er ihn träfe. Albalbert floh nach Goslar, mußte sich aber, um ferneren Verfolgungen zu entgehen, bald demütigen. Mit Magnus Tode nahm die Billungische Linie ein Ende. Magnus Tochter mit Namen Eliza, verheiratete sich mit Otto, dem Grafen von Altanien. Aus der Vereinigung dieser beiden Geschlechter gingen die folgenden Herzöge von Niedersachsen hervor. Ottos Großsohn, Bernhard der Bär, ein Sohn des bekannten Albrecht des Bären, wurde 1180 von Friedrich Barbarossa mit dem Herzogtum Niedersachsen und Hadeln belehnt. Man hätte nun glauben sollen, alle Streitigkeiten seien zuende, da nach der Belehnung keine Zweifel mehr über die Zugehörigkeit von Hadeln bestehen könnten. Weit gefehlt! Durch den Tod des Erzbischofs Hartwig I., — auch Albalbert war inzwischen gestorben, — wurde die Streitfrage aufs neue belebt. Hartwig I. war ein geborener Markgraf von Stade und starb 1163 ohne Erben. Für diesen Fall hatte er die Markgrafschaft Stade der Kirche von Bremen vermacht. Kaiser Friedrich I. hatte diese Schenkung bestätigt. Erzbischof Hartwig II. behauptete nun, durch diese Schenkung wäre mit Stade auch Hadeln an das Erzstift gefallen. Er bediente sich bei der Beweisführung derselben Logik wie Erzbischof Albalbert vormals; denn er behauptete, Hadeln sei ein Zubehör von Stade, so wie Albalbert behauptet hatte, Hadeln sei ein Zubehör von Lesum. Diese Streitfrage trat eine Zeitlang in den Hintergrund durch den Zwist, der zwischen dem Herzog von Sachsen und Bernhard dem Bären, und Heinrich dem Löwen um die Markgrafschaft Stade entstand. Nicht allein hierum drehte sich der Streit, sondern auch um die Herzogsgewalt über ganz Sachsen, die Heinrich dem Löwen von Kaiser Friedrich Barbarossa genommen und Bernhard — wie oben erwähnt — übertragen war. Weil Bernhard genug mit Heinrich zu tun hatte, konnte er sich nicht mit dem Erzbischof von Bremen des Landes Hadeln wegen auseinandersehen. Sein Sohn Albert I. vertrat sich mit dem Erzbischof, der jetzt Gerhard II. hieß und ein friedliebender Mann war. Gerhard II. behielt Stade; vom Lande Hadeln war in diesem Vertrage überhaupt nicht die Rede. Es hatte in der Folgezeit den Anschein, als wollten die Erzbischöfe von ihren Ansprüchen auf Hadeln absteigen. Erst 1405 erneuerte sich der Streit, ohne daß es schon gleich zur öffentlichen Auseinandersetzung kam. In diesem Jahre nämlich kam Erzbischof Otto II. auf den Einfall, in Hadeln eine neue Burg, Neubaus an der Oste, zu erbauen. Diese Tatsache konnte so ausgelegt werden, als sähe der Erzbischof Hadeln als sein Eigentum, besser gesagt, als das seines Erzstifts an, dessen Bewohner durch die Burgbesatzung im Bügel gehalten werden sollten. Welche Absicht der Erzbischof bei Anlage der Burg gehabt hat, steht nicht fest, jedenfalls nahmen die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, die jetzt Herren des Landes waren, keine Notiz von der erbauten Burg. Sie betrachteten sich nach wie vor als die Herren im Lande. Auch die Erzbischöfe nahmen zunächst keinen Anlaß, die Eigentumsfrage aufs neue aufzurollen. Als nämlich der Herzog von Sachsen 1414 Hadeln an Hamburg verpfändete, hätte der Erzbischof diese Tatsache benutzen können, seinen Anspruch auf Hadeln geltend zu machen. Er tat es aber nicht. Auch die Bewohner Hadelns betrachteten sich als Untertanen des Herzogs von Sachsen. Die Annahme, die Erzbischöfe hätten sich mit dem Besitzverhältnis abgefunden, war aber irrig. 1480

löste Herzog Johann IV. Hadeln wieder ein und überließ es 1499 seinem Sohne, dem Herzog Magnus II. Da erhob der regierende Erzbischof Johann Rohde Einspruch. Magnus lachte über den Einspruch, doch Johann Rohde war willens, sein vermeintliches Recht durchzusetzen. Dazu bot ihm Herzog Magnus selbst Gelegenheit. In dem Streite zwischen dem Erzbischof und den Wurfstern, die von Bremens Kirchenthöheit abgefallen waren, schlug er sich auf die Seite der Wurfster. Jedoch Wurfstern und Hadeln wurden erobert, weil Hamburg die Stadt Bremen und die Ditmarsen dem Erzbischof halfen. Der vertriebene Herzog nahm eine gesüchtete Söldnertruppe, die schwarze Garde, in seinen Dienst. Sie bestand aus Angehörigen verschiedener Nationen, auch Wurfsternen befanden sich in großer Zahl unter ihnen. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, Hadeln wieder zu erobern. Er blieb so lange im Besitze des Landes, bis Herzog Christoph von Braunschweig es 1523 wieder für das Erzstift eroberte. Natürlich erkannten die Herzöge von Sachsen das augenblickliche Besitzverhältnis nicht an. Der Streit um Hadeln zog sich bis zum Jahre 1567 hin. In diesem Jahre fand er seine endgültige Erledigung. Ein Sohn des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, Heinrich, wurde Erzbischof von Bremen. Vater und Sohn schlichteten den langen Streit. Der Vater stellte seinem Sohne als seinen Nachfolger Hadeln in Aussicht. 1581 kam Heinrich nach Hadeln und ließ sich huldigen, wobei er den Hadelnern die Wahrung ihrer Rechte versprach.

W-r., Midlum.

Heidemorgen.

Von Anna Kraus-Düring.

Wie wunderherrlich ist's heut im Wald,
Durch's Grün lugt golden die Sonne!
Die Föhre neigt grüßend zu mir ihr Haupt;
Die Vöglein, sie sangen vor Wonne.
Ich ruhe träumend im Heidekraut;
Ein Falter umgaukelt mich leise.
Es fächelt der Morgenhauch lind mir die Stirn,
Spielt uralte berausende Weise.
O Heidefrieden, wie lieb' ich dich!
Mir ist's, als wüßten mir Schwingen.
O Heidebschönheit, o Heidelust!
Wie kann ich dich würdig besingen!

Die Wurfster, Sternträger' und ihr Sternennied'.

Von Hermann Schrieser (Dorum).

(Nachdruck verboten.)

Ihr Klang ist fast verschwollen. Nur ehrwürdige Siebziger und Achtzigjährige wissen noch aus glücklichen Jugendtagen von einem Brauch zu berichten, mit dessen Erinnerung ihnen ein Stück Kindheit aus längst versunkener Zeit heraufsteigt. Dann huscht ein feines glückhaftes Lächeln über die Runen im Antlitz. — Es scheint wirklich an der Zeit, solche Einzelzüge des heimlichen Volkstums unserer Vorfahren zu sammeln und aufzuzeichnen. Nach zehn Jahren wird man nicht mehr dazu in der Lage sein. Seit sechzig Jahren wird der Brauch des Sterntragens in seinem Dorfe des Landes Wurfstern mehr geübt. Und doch verschwinden noch heute alle Alten, daß kein Ereignis ihrer Jugend auch nicht entfernt einen so nachhaltigen Einbruch auf das empfängliche Kindesgemüt ausgeübt habe wie das Erscheinen der „Sternträger“. Das mag sich wohl dadurch erklären, daß dieser Volksbrauch in die eigentliche Gespensterzeit des Jahres fiel, wo der spötklow (Animismus), von dem heute noch sich hier Kleinere, dort größere Reste vorfinden, alte und junge Herzen weit mehr bewegte als es sich die heute im Licht der Ueberlandzentrale lebende Generation vorzustellen vermag. (S. Dr. v. d. Osten, „Ein Versuch über den Volksglauben im Lande Wurfstern“. Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heft 7/8.) In den „Zwölften“, den Tagen von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, lag auch die Wurfster Luft voll von Geistern und Spukgeschichten, und in den heiligen Nächten wurde manche junge Brust von der Nachtmahr (in Wurfstern nachtmöbler = Nachtmutter genannt) gequält, der es am Abend vorher von Gläubigen und Ungläubigen graulich gemacht worden war. Dieser Aberglaube griff sogar in die Tätigkeit der älteren Leute ein. Auf den Höfen durfte z. B. kein Rad gedreht werden; das Spinnrad wurde beiseite gestellt, kein Düngerwagen durfte vom Hof rollen. Als später die Dreischmaschine den Flegel ersetzte, wirkte die alte Sitte noch lange nach. Wollte man sich vor Unglück bewahren, wurde bis zum Dreikönigstag kein Göpel gedreht. Einer schönen, heute fast vergessenen Sitte sei in diesem Zusammenhange gedacht. In den Tagen der „Zwölften“ machten die Frauen der Hofbesitzer Besuche in den Häusern ihrer verheirateten Knechte und Tagelöhner, sowie bei den kleinen Leuten der Nachbarschaft, um sich freundlichst zu erkundigen, wie denn die frisch bereite Wurst ausgefallen, und ob die Pfeffernüsse gut geraten. Von dieser damals allgemein gepflegten, echt sozialen Sitte sind nur Reste nachgeblieben. Aber noch heute werden die „Zwölften“ vielfach zu Visiten bei Verwandten und Freunden benutzt. Wie gesagt, in der „guten, alten Zeit“ waren diese Tage mit Ahnungen von geheimnisvollen Wunderdingen erfüllt, ganz besonders natürlich für die Jugend. Der Weihnachtsmann in seiner heutigen leibhaftigen Gegenwartigkeit war noch wenig bekannt. Wohl erschien irgend ein erwachsenes Familienglied hinter dem Fenster, um mit gräßlich verstellter Stimme zu fragen: „Sind de Rinner of örtig?“ Aber dafür alarmierte eines-Tags

in der Dämmerung — kurz vor oder nach Weihnachten — der erregte Ruf „de Sternträgers kom!“ die ganze Garde der halbwüchsigen Dorfjungs. Unter großem Hallo wurden die seltsam verkleideten Heiligen drei Könige von der Koyona umringt und zum nächsten Hof geleitet, wo die Begleitung an der Haustür halt machte. Sie selbst betraten feierlich-gemessenen Schritts die große Diele oder den Hausflur, wo die ganze Familie des Bauern erschien, er selbst mit einer Dellampe in der Hand, deren Licht ein wunderbar phantastisches Bild beleuchtete: drei Gestalten, die einen großen Stern trugen, hatten lange, weißleimene Hemden übergeworfen. In den hohen „Trägerhüten“, Zylinder, die sonst nur bei der Feier des heiligen Abendmahls oder einer Beerdigung getragen wurden, erschienen die „sternlud“ größer als andere menschliche Wesen. Die feierliche Kopfbedeckung war ebenfalls mit weißer Leinwand überspannt. Die Gesichter wurden nicht entleert. Ein Stern von ungewöhnlicher Größe — „wie eine Zimmertür!“ —, der auf einer fast zwei Meter langen Stange getragen wurde, zog dann die staunende Aufmerksamkeit der Kleinen auf sich. Ein Gerüst aus Stäben in Sternform war ganz mit weißem Vinnen überspannt. Das Zentrum bildete einen durch eine kleine Tür verschlossenen Hohlraum, in dem eine Kerze leuchtete. Die ganze Fläche des Sterns war mit grellbunten Bildern aus der heiligen Geschichte besetzt: Geburt Jesu, bethlehemitischer Kindermord, Flucht nach Ägypten u. a. An den Sternzacken baumelten große Quasten aus Glittergold. Nun begann das Singen des „sternlieds“, das nachstehend wohl vollständig wiedergegeben wird, abgesehen von den Variationen in den einzelnen Dörfern. Den Analekt der „Vorstellung“ gab bei den Worten:

„Der Stern stand still vor Herodes sein Haus,
Herodes der schaute zum Fenster hinaus.“

Dann öffnete eine geheime Mechanik das Sternfensterchen, und eine blutrot — auch blau und rot — bekleidete Puppenfigur von Handgröße „schaute zum Fenster heraus“, während eine kleine unsichtbare Glocke leise läutete. Welch Staunen und Wundern bei den Kleinen! Diese Ehrfurcht vor dem Heiligen, das Wirklichkeit wurde! Keiner von den Alten, der sich noch die Erinnerung bewahrt hat, vergißt, das ausdrücklich zu betonen.

Und nun schlug eine höchst eintönige, langgezogene, oft mit dröhniger Stimme vorgetragene Melodie an das Ohr, das Sternlied, die heiligen drei Könige.

„Nun treten mir Herren (sic!) ohn' allen Spott,
Einen fröhlichen Abend den gebe Euch Gott!
Einen guten Abend und fröhlich Neujahr,
Daß „unsder“ kein Unglück widerfahr.“

Wir heiligen drei Könige mit unserm Stern,
Wir reisen und gehen so weit und so fern.
Ihr heiligen drei Könige, wo wollt ihr denn hin?
Wir wollen nach Bethlehem, zu sehen das Kind.

Wir gehen und wandern durch die dunkle Nacht,
Hoch über Jerusalem der Stern für uns wacht.
Der Stern stand still vor Herodes sein Haus,
Herodes der schaute zum Fenster heraus.

Herodes der sprach im falschen Sinn:
Wo wollen denn die drei Könige hin?
Dein Schmerz ist uns recht wohlbekannt,
Es ist der König aus Morgenland.

In Bethlehem wohl auf dem Plan,
Da blieb uns der Stern ganz stille stahn.
Der Stern stand stille, wir gingen hinein
Und fanden Maria mit dem Christkindlein. —

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch;
In der Mitte des Tisches eine Flasche voll Wein,
Die soll zu des Herrn Gesundheit sein.

Wir wünschen der Frau eine goldene Kron',
„Uns“ neue Jahr einen hübschen jungen Sohn,
Ein Knäblein mit Locken so wunderfein.
Er soll des Hauses Sonne sein.

Wir wünschen dem Sohn viel Treffen am Gut,
Uns neue Jahr eine hübsche junge Brut. —
Wir wünschen der Tochter einen goldenen Kamm,
Uns neue Jahr einen braven jungen Mann,
Ein Mann mit viel Reichtum, viel Ehr und Gut,
Der in goldner Karosse wohl fahren tut. —
Wir wünschen dem Knecht einen Gut voll Kraut,
Uns neue Jahr die Kölsche zur Braut! —
Wir wünschen der Kölsch die Klitten bald gor,
Dat se mit'n Schöttelbool tom Schornsteen rutfahrt. —
Wir haben gesungen in dieses Haus,
Alles Unglück fahre zum Fenster hinaus!“

Bei den letzten Worten wandten die Sternträger sich der Herrschaft zu, und nun folgte ein durchaus realer Akt: die Bescherung. Die Hausfrau holte ein Stück Speck oder andere Vederbissen, die einer der drei Könige in einem Beutel von beträchtlicher Tiefe unter dem Hemd verschwinden ließ. Der Hausvater gab ein kleines Geldstück, auf den Höfen in der Regel im Wert von fünfzig Pfennig. Während die „Bescherung“ überreicht wurde, war die zahlreiche Begleitung der Sternträger nähergetreten; einem halberwachsenen Jungen war dabei der heilige Respekt vor den Majestäten im Hemd offenbar in die Waden gegangen, denn in einer

revolutionären Aufwindung littete seine dreiste Hand den königlichen Talar. Vor der Säustir Grinsen und Gelächter des „Gefolges“.

Zum Abschied wurde gesungen:

„Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
Der liebe Gott laß sie in Freuden leben!
Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
Der liebe Gott laß sie in Frieden leben!“

Dieses „Sternlied“, ein Bissel Frömmigkeit, ein Stüchchen Schalkheit und Spottlust, ein Teil Eigennutz, voll hochlangender Wünsche — Gold, Reichthum, Schönheit, Ehre, Liebe — es sind echte Volksverse, urwüchsiges Erzeugnis des Volkes.

Die klingenden oder eßbaren Geschenke rissen die meist ortseingeweihten Darsteller plötzlich in die nüchterne Wirklichkeit. Beim Geben fielen sie buchstäblich aus der Rolle; mit den unverfälschten Wurfser Abschiedsworten „Adjüs ok! Wi wünscht Zu ok'n fröhlich Neesode, veel Glüd un Seg'n int ne'e Johr! Adjüs!“ tauchten die sonderbaren Heiligen ins Dunkel der Nacht, um auf aufgeweichten Wegen den nächsten Hof heimzujuchen. Ein Alter, der sich den Humor noch erhalten hat, versichert, das König spielen sei von jeher ein ganz einträgliches Geschäft gewesen. Tatsächlich wurden auch die Tage vor Weihnachten von ihnen mit in Anspruch genommen, auch Nachbardsrücker wurden beehrt.

Bei der großen Dürftigkeit in heimischer Volkskunde wird sich schwer bestimmen lassen, wann sich das Sternentragen hier einbürgerte. Im Lande Wursten kannte vor sechzig Jahren noch jedes Dorf den Volksbrauch. Es steht fest, daß in Dorum, Midlum, Spieka und Miffelwarden örtliche Spieler den Brauch ausübten. Es waren nicht immer geachtete Leute, da ihr Gesang von der Bevölkerung allgemein als eine feine Art der hier seltenen Bettelei aufgefaßt wurde. Einige besonders „befähigte“ Darsteller der Königsrollen leben noch heute frisch im Gedächtnis der Alten, ein Jan Bud, der „hobenlandische“ Ruhmeyer, beide in Dorum, die Schuchardts in Midlum u. a.

Eine über achtzig Jahre zählende Greisin schloß ihren Bericht mit der Lebensweisheit: „Gewiß, das war damals so anders als jetzt; aber die Freude war dieselbe wie heute. Ich glaube, nur das Neugierde der Menschen ändert sich, sie selbst bleiben im Wesen stets dieselben.“ Was wir getrost unterschreiben dürfen.

Das vorstehende Wurster „Sternlied“ weist starke Anlehnungen an Sternlieder (oder auch Sternreihelieder) aus dem Ostfriesischen und Friesheimischen u. a. auf. Echte Wurster Lokalfarbe trägt wohl der Wunschzettel, besonders der ins Plattdeutsche gleitende Schluß.

Die Eiszeit in Norddeutschland.

(Heimattagung des Stader Geschichts- und Heimatvereins in Zeven.)

Dr. Gripp vom Mineralogischen Institut in Hamburg hielt bei der letzten Tagung des Stader Geschichts- und Heimatvereins einen sehr interessanten, durch Lichtbilder unterstützten und verständlich gemachten Vortrag über „Die Eiszeit in Norddeutschland“. Ungeheure Eismassen haben sich von den Höhen Scandinaviens über ein Gelände hinabgewälzt, das vordem noch Meer war. Die Eiszeit hat erst unseren Boden entstehen lassen. Wie sich dieser Vorgang abgespielt haben wird, zeigte Dr. Gripp an der Hand zahlreicher Bilder, die von ihm auf einer Forschungsreise im Arktischen Gebiet, auf Spitzbergen, aufgenommen sind. Das dortige Gebiet befindet sich noch ganz in dem Zustand, in dem Norddeutschland während der Eiszeit gewesen sein muß. Das Eis, das mehrere hundert Meter hoch aufgeschichtet ist, liegt nicht etwa fest, sondern fließt ständig wie dicker Syrup. Bei der Weiterbewegung schrammt das Eis am Untergrund und nimmt Steine und Sand mit, bis das Eis abschmilzt und der ganze Schrott wieder frei wird. Im Laufe langer Zeiten sammeln sich Schuttbänder an. Die verschiedenen Arten der Ablagerung, die sämtlich durch Bilder veranschaulicht wurden, nennt man Grundmoräne, End- oder Randmoräne, Staumoräne, Blockmoräne und Schmelzwasserandmoräne. Auf Norddeutschland übertragen, finden wir die Grundmoräne in der holsteinischen Landschaft, die End- und Randmoräne in den Höhenzügen der Harburger Berge, und unsere Gegend ist als Schmelzwasserandmoräne zu betrachten. Die Entstehung und Formung unseres Landes ist durch mehrfache Eiswanderung von Norden her erfolgt, und zwar kennen wir drei Eiszeiten. Von der ersten Eiszeit wissen wir nicht viel. Die zweite Vereisung schichtete den Sand und Lehm auf, den wir jetzt hier haben. Die dritte Vereisung erreichte nicht mehr das Gebiet südlich der Elbe, ist in Holstein stecken geblieben, war jedoch von großem Einfluß auf die hiesige Gegend. Der Boden war hier tief gefroren und Schmelzwasser gingen über die Erde hinweg. Fließerde wurde gebildet durch Fortschwimmen des Austraßbodens, die Höhen wurden abgeflacht und abgerundet, die Täler zugeschwemmt. Dadurch sind die eigentümlichen, ausgeglichenen Formen unserer Landschaft hervorgerufen. Die vielen Trockentäler sind während dieser letzten Vereisung entstanden, sie waren die Ursprungstäler. Das Elbetal und ebenso das Ostetal sind jünger als man allgemein glaubt. 25 000 Jahre sind verflossen, seit das Eis von der Ostsee verschwunden ist. Keiner weiß, ob wir jetzt in einem Dauerzustand leben. Vor dieser erhabenen Größe der Natur müssen wir in Ehrfurcht stille stehen, alle Sorgen unserer Zeit müssen verschwinden im Hinblick auf die Nichtigkeit unseres Daseins im Gesehe der Natur, so schloß Dr. Gripp seine mit großem Interesse verfolgten Ausführungen. Lebhafter Beifall dankte dem Vortragenden.

Am darauf folgenden Sonntag versammelten sich eine Anzahl Damen

und Herren um an der Seidewanderung und geologischen Exkursion nach Brauel, Dissen zu teilzunehmen. Dr. Gripp leitete die sehr aufschlußreichen Untersuchungen verschiedener Sand-, Kies- und Lehmgruben. Anschließend wurde ein zum Teil freigelegtes Hünnengrab besichtigt. Mit dieser Wanderung fand die Heimattagung ihren Abschluß.

Ablösungs-Receß des Meherverbandes Weverstedt-Wachholz.

Mitgeteilt von A. Behrens (Weverstedt).

Nach den mir vorliegenden, vergilbten Alten besteht obiger Verband seit 26. April 1727. Ein Kamb in der Wachholzer Heide oder Feldmark war vom Staate (Fiskus) an neun Stellbesitzer in Weverstedt und Wachholz meherrechtlich verliehen. Die Größe des Landes ist nicht mehr festzustellen, wohl aber die jährlichen Verpflichtungen; sie betragen nach einem ebenfalls noch vorliegenden Quittungsbuche aus dem Jahre 1763 „2 Malter, 3 Mezen, 2 Schoop Zinsroden Braunschweigischer Maaße“. Im Ablösungsrecess von 1869 sind vorstehende Naturalverpflichtungen in barem Gelde ausgedrückt, mit 18 Rth. 28 Sgr. 10 Pfennig.

Nur ein einziges Mal, 1836, sind die Verpflichtungen in Geld bezahlt worden mit 14 Rth. 19 Gr. und 2 Pf. Der erste Meyer seit 1763 waren D. Köster, Johann v. Eiben, M. Hinte, Claus Tietjen, Dietrich Tiedemann, Diet Wehmann, Hinrich Tiedemann, J. Stürke und Hinrich Brinjes.

Abwechselnd wurde der Roggen Jahr für Jahr zur Amtskasse nach Börde (Bremervörde) gebracht, später nach Bremerlehe. Im vorgelegten Quittungsbuche bestätigte der Amtsvorsteher den Empfang des Roggens. Zu Hause angekommen, schrieb der Ueberbringer mit ungelener Hand unter die Quittung: „Dieses Johr habe Ich dene Roden hin gefohren. Diet Wehmann.“ Auch damals wußte man schon aus Erfahrung: was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Nun war er für die nächsten acht Jahre frei.

Das Quittungsbuch, das von Holzdeckeln eingefaßt ist, läuft von 1763 bis 1869, dem Jahre der Ablösung. 106 Jahre ist es durch die verschiedenen Hände und Generationen gewandert von Weverstedt resp. Wachholz nach Bremervörde und zurück. Nach dieser jahrelangen Wanderung hat es sich in Wachholz zur wohlverdienten Ruhe begeben. Der Zahn der Zeit hat stark an ihm genagt: Der Lederrücken hat die Verbindung mit dem einen Holzdeckel verloren, der flüchtig geworden ist, der noch vorhandene ist wurmfressig. Das altersschwache, vergilbte Papier ist von Motten angefressen. Ungünstige Witterung, besonders Regen und Schneegestöber, haben auf dem Papier halbe Landkarten dargestellt. Mit dasselben Gelschoren in beliebiger Größe ist jedes Blatt hinreichend versehen. Die benehten umblätternen Fingerspizen haben das Ihre getan und durch Schmutz und Fett die Ohren imprägniert. Ja, ja, der Zahn der Zeit ist scharf.

Am 3. Februar dieses Jahres feierte das bejahrte Quittungsbuch seinen 163. Geburtstag. Die Rechtsnachfolger des aufgetheilten fiskalischen Grundbesitzes aus dem Ablösungsjahr 1869 sind: 1. Rötthner Joh. Friedr. Gottlieb Seedorf, Weverstedt; 2. Rötthner Joh. Gottfr. Schriefer, daselbst; 3. Rötthner Friedr. Variels, daselbst; 4. Rötthner Niedr. Tiedemann, daselbst; 5. Rötthner Heinrich Tietjen, daselbst; 6. Rötthner Joh. Tiedemann, Wachholz; 7. Rötthner Martin Tienken, daselbst; 8. Sandlötthner Joh. Thogode, Erben, Weverstedt; 9. Brincklötthner Böschgen, daselbst.

Diese genannten Meyer haben sich nach dem mir im Original vorliegenden Ablösungsrecess frei gemacht von den Mehergefallen durch einmalige Zahlung des zirka 25fachen in Geld ausgedrückten Jahresbetrages. Der einfache Betrag lautete auf 18 Rth. 28 Sgr. 10 Pf. Das Ablösungskapital wurde einschließlich Heimfallrechts und Unkosten auf 343 Thaler und 21 Silbergroschen Courant festgesetzt.

Die Unterschrift lautet auf
Lehe, den 3. August 1869.

Königliche Ablösungs-Commission

Stempel.

(gez.) Ebert.

Bauernregeln für den Monat September.

F. Donner's im September noch, wird der Schnee zu Weihnacht hoch. Ist der September warm und klar, so hoffen wir ein fruchtbar Jahr. — Wie sich's Wetter zu Maria Geburt tut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen gestalten. — An dem Tag Maria Geburt, nimmt die Schwalb' den Reisegurt. — Maria gebor'n, Bauer säe dein Korn. — Was Juli und August am Weine nicht vermocht, das wird vom September nicht gar gekocht. — Auf einen heiteren und warmen September folgt gern ein trüber und rauher Oktober. — Viel Nebel im Herbst, viel Schnee im Winter. — Schön wird das Wetter, wenn's in der Nacht kräftig getaut hat, wenn dicht vor Sonnenaufgang der Morgen graut, wenn leichter Nebel über den Feldern ruht, wenn starker Nebel fällt und wenn den blauen Himmel holde Abendröte überzieht. — Fällt das Laub zu bald, wird der Herbst nicht alt. — Haben die Wolken bei bedecktem Himmel eine kupferartige Färbung und erscheinen sie dick, dunkel in der Mitte und unbeglich, so kommt bald ein Sturm heran. — Nebel bei schlechtem Wetter zeigt das Ende desselben an; bildet er sich bei schönem Wetter auf der Westseite, so folgt meist unfreundliches Wetter mit heftigen Westwinde. — Wenn Matthäus (21.) weint statt lacht, aus dem Wein er

Effig macht. — Nebelt's an St. Meophas (25.) wird der ganze Winter naß. — Regnet's sanft am Michaelstag (29.) sanft der Winter werden mag. — Ist die Nacht vor Michaeli hell, so soll ein strenger Winter folgen, regnet es aber an Michaeli, so soll der nächste Winter gelinde sein. — St. Michaelis-Wein Herren-Wein, St. Gallus-Wein (16. Oktober) Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnacht lind Wetter wir. — So viel Reif und Schnee nach Michaelis, so viel nach Walburgis. — Ein Herbst, der warm und klar, ist gut fürs nächste Jahr. — Septemberregen kommt Saat und Neben gelegen. — Nach Septembergewittern, wird man im Hörnung vor Schnee und Kälte zittern. — St. Michael steht das Licht an, Mariä Verkündigung (25. März) bläst es wieder aus. J. W.

Im Reich der Kreuzotter.

Wo das Feld aufhört, liegt ein Erdwall, der mit Stübbusch bedeckt ist. Dann folgt eine schmale Sandheide. Daran schließt sich ein kleines Moor. Es ist mit Birken bewachsen. Die Herbstsonne schimmert durch ihre Kronen und läßt die gelben Blätter goldig glänzen. Eingestreut steht hier und da eine ernste Kiefer. Vor Jahren wurde in dem Moor Torf gegraben. Doch das ist schon lange her. Selten kommt ein Mensch in diese stille Gegend. Nur wenn die Moorheide blüht, bringt ein alter Janker seine Völler hierher. Schmale Mooranger ragen aus dem Sumpf hervor. Dazwischen wächst lüppiges Torfmoos. Stellenweise ist es mit Moosbeeren (Krintbeeren) überfät. Prächtig sehen die roten Beeren in dem grünen Grunde aus.

Wo das Moos wuchert, ist der Boden trügerisch. Tritt der Fuß hinauf, so sinkt die Decke ein; dunkles Wasser brobelt hervor, und die Luft riecht moderig.

Der Wind weht vom Felde her, und der Stübbusch fängt ihn auf. Im kleinen Moor ist es darum warm. Auf der Ecke einer Moorwand liegt ein Rattenhäut. Nicht weit davon ruht eine Kreuzotter träge in der Sonne. Ihre Haut ist kupferrot und die Bäcklinie kaum erkennbar. Jetzt hat sie mich erspäht. Unendlich vorsichtig und langsam schiebt sie den geschmeidigen Körper in das Heidebüschel zurück, Millimeter um Millimeter, bis sie meinen Augen verschwunden ist. Nicht weit von dieser Stelle ist eine schräge Moorwand. Auf einem warmen Fleck liegt aufgerollt eine helle Otter mit dunkler Linie. Ihre Augen sind geschlossen. Als ich ihr einen Schlag mit einer dünnen Gerte versehe, rührt sie sich kaum. Augenscheinlich hat sie nicht bemerkt, von welcher Seite die Gefahr droht. Ich berühre sie ein zweites Mal. Nun wird sie doch rege und entflieht. Ich schreite auf einer Moorbank entlang, die einen halben Meter aus dem Sumpf hervorragt. Die Moospolster zu beiden Seiten zittern leise. In dem kalten Grund liegt lang ausgestreckt eine Kreuzotter. Sie scheint erstarrt zu sein. Als ich sie berühre, schlängelt sie langsam fort und fällt gleich darauf in einen Spalt, der dunkel zwischen der Bank und dem Moospolster liegt.

Ich verlasse das Moor, indem ich von Vult zu Vult springe. Plötzlich bemerke ich auf einer kleinen Erhöhung, die ich eben im Sprung erreichen will, eine Kreuzotter. Ein Ausweichen ist nicht mehr möglich. Mein Fuß trifft die Schlange und brückt sie in den weichen Boden ein. Sie erschrickt nicht wenig; im nächsten Augenblick aber — ich habe bereits einen anderen Vult erreicht — ist sie in Kampfstellung übergegangen. Sie zischt und züngelt lebhaft, doch entfliehen kann sie nicht, da sich kein Schlupfwinkel bietet. Ich beobachte sie längere Zeit. Dann gehe ich nach der Sandheide zurück. Als ich nach einer kurzen Weile zurückkehre ist die Otter verschwunden. Und all mein Suchen ist umsonst.

Heinrich Mahler.

Plattdeutsch hoch in Ehren!

Des Heimatshubes erstes Gebot.

Von Dr. Heinrich Ruhl.

Man hat in neuerer Zeit klar erkannt, daß die Stärke eines Volkes in der Erhaltung seiner Eigenart liegt, hat sich zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß der Einigkeit des Volkes die Eigenart der Stämme nicht geopfert werden darf, und so sind denn in ganz Deutschland die Bestrebungen des Heimatshubes und der ländlichen Wohlfahrtspflege mächtig aufgeblüht.

Zu den Eigenarten eines Stammes gehört in erster Linie seine Sprache. Heimatshub ohne Erhaltung der Stammsprache wäre deshalb ein verfehltes Beginnen. Die Sprache ist der geistige Brennpunkt des Lebens einer Stammesgemeinschaft, in ihr spiegeln sich Denken und Fühlen, Dichten und Trachten eines Stammes, sie ist das treueste Abbild des Volkseigens. In ihren Laut- und Tonverhältnissen, ihrer Formen- und Satzbildung und ihrem Wortschatz offenbart sich neben der landschaftlichen Eigenart auch die seelische der Bewohner.

Durch die Sprache übt die Heimat ihren nachhaltigsten Einfluß auf den Menschen aus; denn nicht nur an Haus und Garten, an Feld und Wald hängt sein Sinn, er ist auch verwachsen mit den heimischen Sprechern und Liedern, Sagen und Märchen, und diese sind undenkbar ohne die Sprache des Volkes.

Fritz Reuter war es, der unser flaches und schönes Plattdeutsch dichterisch anschaulich mit einem mächtigen, sich über ganz Niederdeutschland hinsprechenden Eichbaum verglich:

„Ich weit einen Eikboom, de steiht an de See,
De Mudsstorm de brust in sin Anäst;
Stolz rekt hei de mächtige Kron in de Höh!
So is dat all dusend Johr weel.
Rein Minschenhand
De hett em plant't;
Bei rekt siß von Rommern bet Nedderland.“

Die plattdeutsche Sprache ist der kräftigste und jedenfalls kenntlichste Ausdruck niederdeutscher Stammesart, und erst weit nach ihr kommen Hausformen und Trachten.

Für viele von uns birgt das Plattdeutsche noch besondere Gefühls- werte dadurch, daß im elterlichen Hause diese heimatische Sprache noch gesprochen wurde. Deshalb dichtete Klaus Groth:

„Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ol min Hart as Stahl un Steen,
Du drest den Stolt herut.
Du bögst min stieve Rad so licht
As Moder mit eern Arm,
Du fischst mi umt Angesicht,
Un still is alle Larm.
So herrli klingst mi keen Musit
Un singst keen Nachbigall!
Mi lopt ja glit in Ogenblid
De hellen Traan hendal.“

Seit langem ist nun das Hochdeutsche auch in ganz Niederdeutschland sogar auf dem flachen Lande schon ungemein stark verbreitet. Es ist die Sprache der Behörden, der Wissenschaft, des öffentlichen Verkehrs und mancher Volksschichten, vor allem aber die Sprache der Großstädte geworden. Und doch wäre mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung, die dem Plattdeutschen bei der Erhaltung heimatischer Art und niederdeutsch gesunder Sitten unzweifelhaft zukommt, dringend und von ganzem Herzen zu wünschen, daß unsere plattdeutsche Heimatsprache noch lange gesprochen und gepflegt und geliebt werden möge in weiten Kreisen unseres Volkes. Wie sagt doch der Dichter Augustin Wibel so schön:

„Du bis de rugge Wiäge (rauen Wege) gaoben,
Du häs de sure Arbeit daoben;
Nu nimm din beste Sunndagskleed,
Un stumm äs an din schönste Leed!
Häs lang genug tobuten staoben,
Nu sett di dahl an usen Häb,
Du bis den Aehrenplatz wull wäd (wert)!“

Vermischtes.

X Das Hebbelmuseum in Wesseln hat das von Friedrich Hebbel von 1846 an bis zu seinem Sterbemonat, Dezember 1863 geführte „Einnahmen- und Ausgabenbuch der Familie Hebbel“ erworben. Interessant sind besonders die Einnahmeverhältnisse: die Gagen der berühmten Hofburgschauspielerin übersteigen die Einnahmen ihres Gatten immer um ein Beträchtliches. Erst in späteren Jahren nehmen auch die Honorare und Tantiemen für den Dichter zu. Unter den Ausgaben sind namentlich die Reisen mit aller Sorgfalt „spezifiziert“. Das Haushaltsgeld an Christine wird unter „Pinscher“ gebucht. Das in interessanten Einzelheiten überreiche Buch bringt auf den letzten Seiten eine „Special-Rechnung über das Haus Nr. 31 zu Orst bei Gmunden“, das Hebbel von der Erwerbung (1856) an bis 1863 einschließlich aller Umbauten, der Versicherungs- und Steuerlasten usw. 4587 Gulden gekostet hat. — Kürzlich fand in Wesseln die erste Tagung der Hebbelgemeinde statt. — Ein zweites Hebbelmuseum wurde in Kiel eröffnet.

X Vom plattdeutschen Kirchenlied. Die Lehrsgilde in Kiel hat an die Schleswig-Holsteinische Landessynode die Eingabe gerichtet, die Landessynode wolle bewirken, daß in das neue schleswig-holsteinische Gesangbuch, etwa am Schluß der geistlichen Lieder, plattdeutsche Gesänge Aufnahme finden.

Bücherchau.

* Hermann Vöns, Für Sippe und Sitte. (Verlag Adolf Sponholz, Hannover 1924.) Dieses neueste der Vöns-Bücher wurde von Dr. Wilhelm Deimann aus dem Nachlasse des leider zu früh verstorbenen Heidedichters zusammengestellt und herausgegeben. Der Kampf für die Erhaltung unserer heimatischen Natur, die keiner besser kannte und beläufigte als er, hat einen großen Teil des dichterischen und journalistischen Schaffens von Hermann Vöns ausgefüllt. Was diese Schulschriften so angenehm und wertvoll macht, ist, daß sie nicht in der Starrköpfigkeit des Eiferers, nicht in Ueberschwenglichkeiten und Romantik sich verlieren, sondern daß er die Wünsche des Natur- und Heimatfreundes mit den Erfordernissen der Volkswirtschaft in Einklang zu bringen sucht. Immer wieder erkennt er vernunftgemäß das Recht einer gesunden Wirtschaftsentwicklung als das stärkere Gesetz an. Ein großer Teil des Buches beschäftigt sich mit dem niederländischen Bauern. Seine Ausführungen sind Bed- und Mahnrufe, sind zukunftsweisend. Er zeigt uns, was not tut und deswegen ist er ein Bannerträger der Naturschuttbewegung. Mehr zu sagen, erübrigt sich. C.